Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/4 7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim.
Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 67. **Mittwoch** den 6. Februar 1901. 95. Jahrgang.

Zur inneren Lage.

Aus Berlin schreibt man uns: Die unbefangene Presse ist lediglich der Chronistenpflicht gefolgt, wenn sie über den ersten Tag der ersten Lesung der wiedergekehrten — freilich in sehr veränderter Gestalt wiedergekehrten — preußischen Canalvorlage berichtet und hie und da die Verhandlungen erläutert hat. Kein ernsthafter Politiker hat von dieser Berathung etwas Greifbares erwartet, und das Ergebniß rechtfertigt diese Annahme. Die Verhandlungen mögen noch drei, vier, fünf Tage in Anspruch nehmen und vielleicht noch einige Plänkeleien zu Tage fördern; nachdem am Montag die Regierung gesprochen und alle großen Parteien sich haben vernehmen lassen, ist das erste parlamentarische Stadium der zweiten Canalvorlage abgeschlossen. Ohne Resultat, wie gesagt, denn Jedermann, der dieser „Première" beiwohnte, hatte das „Buch" gelesen. Man hatte vorher in Wort und Schrift, vom Bunde der Landwirthe und den Freisinnigen abgesehen, auf allen Seiten zu erkennen gegeben, daß es diesmal anders verlaufen sollte und würde, als bei der ersten Berathung im Jahre 1899. Dementsprechend wurde der Vorlage der politische Charakter nicht wieder angehängt, sondern von Herrn v. Miquel in einer vortrefflichen Rede ausdrücklich abgesprochen und dementsprechend zeigte sich auch in einer vielleicht geflissentlich weitschweifig angelegten sachlichen Darlegung Minister v. Thielen versöhnlich. Von dem quos ego, das dem abgelehnten Entwurfe nicht selten, aber ohne Erfolg vorgespannt wurde, keine Spur. Bei den Parteien dasselbe veränderte Verhalten. Herr v. Cynern von den Nationalliberalen vermied gleichfalls die Behandlung des Gegenstandes als eines politischen. Das Centrum machte vorerst „flau", was man erwartet hatte, Graf Limburg-Stirum von den Conservativen und Frhr. v. Zedlitz lauerten, was ebenfalls vorausgesetzt wurde.

Dem vorläufigen Nichts entspricht die Haltung der Zeitungen. Aus demselben Lager kommen die verschiedensten Urtheile, was daher rührt, daß man nicht einen Eindruck wiedergiebt, sondern die Debatte so deutet, wie man es taktisch für richtig hält. Einen Eindruck hat eben Niemand erhalten. Ein Theil der Presse stellt sich außerordentlich pessimistisch, doch will man die nichts besagende Erwartung herausgehört haben, daß wieder Alles verloren sei, es sei denn, Kreuz und Regierung nähmen einen Kampf mit dem „Junkerthum" auf der ganzen Linie auf. Dieser Art der Beleuchtung liegt der heimliche Wunsch nach einer Verkoppelung von Canal und Zollpolitik zu Grunde, ein Wunsch, der übrigens auf der anderen Seite durch den Mund des Frhrn. v. Zedlitz im Tone einer Forderung laut geworden ist.

Der neue Brauch, es so hinzustellen, als ob die Regierung und mehr noch die Kreuz ihrer Würde einen Conflict schuldig seien, drückt der eigentlichen Lage den Stempel auf. Die bürgerliche „Linke" unterscheidet sich sonst in dem Grade ihrer demokratischen Färbung, aber in der Ansicht stimmt sie überein, daß für den Freihandel jetzt nur noch vom Kaiser etwas zu hoffen sei und daß deshalb mit allen Mitteln auf die höchste Person im Reiche eingewirkt werden müsse. Die „Frankfurter Ztg." rechnet den Kaiser geradezu zu den Persönlichkeiten, die „ideell" als Bundesgenossen gegen den „Brodwucher" anzusehen seien, sie befeuert die Gesinnungsgenossen mit der Versicherung, die Sache mit dem Zolltarif sei noch nicht fertig, eben weil der Kaiser noch nicht gesprochen habe.

Und damit das Reichsoberhaupt in ihrem Sinne spreche, befolgt die Demokratie eine Methode, die man verflucht gescheit nennen dürfte, wenn sie nicht herzlich dumm wäre. Es ist richtig gedacht, der Kaiser kehrt von einem längeren Aufenthalt in England zurück, wo die Vertreter des Gedankens des Schutzes der nationalen Arbeit sich nicht an ihn herangedrängt haben werden; es ist ferner richtig, der Kaiser hat die bestehenden Handelsverträge mit ihrem Getreidezoll von 3½ Mark s. Z. eine „rettende That" genannt und den Kanzler Caprivi als das Werkzeug bei der Vollbringung in den Grafenstand erhoben. Dies Alles suchen die Freihändler dem Monarchen jetzt in Erinnerung zu bringen und noch viel mehr Verwandtes, u. A. sogar die Begründung der Verträge von 1892 mit der Nothwendigkeit, die Genossen im Dreibunde wirthschaftlich zu stärken.

Wie gesagt, wohl auserfonnen, aber dennoch thöricht. Der Monarch kann mit seiner gegenwärtigen Regierung, die sich durch den Mund des Grafen Bülow schon für einen gesteigerten Getreidezoll ausgesprochen hat, in Widerspruch gerathen und es kann geschehen, daß er — Bayern, Württemberg und andere Staaten haben sich ja gleichfalls schon im Sinne des Reichskanzlers erklärt — nur die drei Hansastädte auf seiner Seite sieht. Aber der Kaiser kann den Bundesrath und den Reichstag nicht zur Annahme von Verträgen, die keinen erhöhten Getreidezoll stipuliren, zwingen, und wenn jener Gegensatz ins Leben tritt, dann tritt auch die alte vertragslose Zeit ins Leben mit einer Getreidezollerhöhung um 1½ ℳ und mit anderen Zollsätzen, die höher sein werden, als sie durch neue Verträge wahrscheinlich festgelegt werden könnten. Dennoch betreibt der Freihandel diese Entwickelung und mit Mitteln sehr verschiedener Natur. Er lockt nicht nur, er droht auch. So schreibt die „Frankfurter Zeitung": „Durch Schreien sind die Agrarier groß geworden. Verstehen die Agrarier zu schreien, wir können brüllen." Ob sie das wirklich können? Die württembergischen Demokraten, die über die meisten Lungen verfügen, werden nicht mitbrüllen.

Dieses Treiben ist vom extrem-freihändlerischen Standpuncte unsinnig, allerdings auch dem der Vertreter der handelspolitischen Sammlung und Vermittlung nicht günstig. Denn es kommt schließlich dem extremen Agrarierthume zu Gute, das sich z. B. in seiner Haut gar nicht sonderlich wohl fühlt. An exorbitante Zölle, wie es sie wünscht, denkt zur Zeit keine maßgebende Stelle. Die württembergische Regierung hat die Berücksichtigung von Industrie und Verbrauchern neben die der Landwirthe gestellt und Herr v. Miquel hat vor einigen Tagen dem Herrn v. Wanzenheim eine kalte Douche applicirt, die aus dem Schlamme dieses Ministers doppelt abkühlend wirkte. Aber die Taktik der Freihändler kann diesem Herrn wieder aufhelfen.

Nationalwohlstand und Arbeiterschaft im Deutschen Reiche.

ß. Wenn jetzt unsere socialdemokratische Presse sich mit dem Nachlassen der wirthschaftlichen Hochconjunctur beschäftigt, tischt sie in der Regel die Behauptung auf, daß die Arbeiterschaft von den günstigen Jahren gar nichts gehabt hätte; ja, sie möchte am liebsten die Thatsache der stattgehabten Lohnerhöhungen vollkommen in Abrede stellen. Tendenziöse Entstellungen dieser Art sind bereits mehrfach durch Auslassungen des Organs der socialdemokratischen Gewerkschaften widerlegt worden; jetzt findet sich eine zahlenmäßige Widerlegung im neuesten Hefte der „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik" (Jena, G. Fischer), in dem der Regierungsrath im Reichsversicherungsamte Friedrich Zahn eine überaus gehaltvolle Untersuchung über Deutschlands Volkswirthschaft beim Eintritt ins zwanzigste Jahrhundert veröffentlicht. Aus den statistischen Tabellen, die Zahn beibringt, um den Nachweis dafür zu liefern, daß die Lage der Arbeiterschaft gegen früher sich wesentlich gebessert habe und daß in den verschiedensten Gegenden und Industriezweigen eine namhafte Lohnsteigerung eintrat, entnehmen wir einige der bemerkenswerthesten Angaben.

Der durchschnittliche Jahresbetrag der Arbeitslöhne im preußischen Bergbau betrug in Oberschlesien 1888 516 Mark, 1899 801 ℳ; für Dortmund lauten die entsprechenden Zahlen 863 ℳ und 1255 ℳ, für Saarbrücken 842 und 1019 ℳ. Im Erzbergbau verdiente der Arbeiter im Jahre 1888 in Mansfeld 757 ℳ gegen 967 ℳ im Jahre 1899. Von den anrechnungsfähigen Löhnen der Berufsgenossenschaften entfielen auf 1 Versicherten 1888 612 ℳ, 1896 735 ℳ. Von 100 ℳ Gesammterlös aus Invaliditätsversicherungsbeiträgen entfielen auf die Lohnclasse I im Jahre 1891 17 ℳ, im Jahre 1898 nur 13 ℳ; für Lohnclasse IV dagegen lauten die entsprechenden Zahlen 21 und 25 ℳ (in runden Summen). Auch die Einkommensteuer-Statistik liefert den Beweis für die Lohnsteigerungen, insbesondere die von Sachsen. Hier traf im Jahre 1888 auf den Kopf der Bevölkerung ein Einkommen von 399 ℳ, im Jahre 1898 von 507 ℳ. Und zwar erfolgte die Einkommenszunahme auch bei den unteren Schichten der Bevölkerung; denn von der Gesammtsumme der steuerpflichtigen Einkommen entfielen auf die Steuerclassen bis 800 ℳ im Jahre 1894 29,6 Proc., im Jahre 1898 nur 23,4 Proc., auf die Steuerclassen bis 3300 ℳ entfielen 1894 37,7, 1898 42,0 Proc. Dieselbe gesunde Entwickelung ergiebt sich auch aus der preußischen Einkommensteuerstatistik. Danach erfahren vom 1000 der Gesammtbevölkerung durchschnittlich ein Einkommen von über 900—3000 ℳ im Jahre 1892/93 70,9, 1898/99 78,5, 1899/1900 82,1. Das höhere Einkommen befähigt die breite Masse immer mehr zu einer besseren Lebenshaltung. Thatsächlich stieg der Verbrauch von Bier auf den Kopf von 105,8 Litern im Jahre 1890 auf 124,2 Liter im Jahre 1898; der Verbrauch von Zucker betrug 1889/90 auf den Kopf 9,5 Kilogramm, 1894/95 10,7 Kilogramm, 1898/99 12,4 Kilogramm; rohe Kaffee wurde consumirt auf den Kopf 1890 2,39 Kilogramm, 1897 2,53, 1898 2,80; für Reis lauten die entsprechenden Zahlen: 1,92, 2,35 und 2,51 Kilogramm; Rindfleisch wurde in Sachsen pro Kopf der Bevölkerung im Jahre 1895 13,7 Kilogramm verbraucht, im Jahre 1898 15,2 Kilogramm; für Schweinefleisch lauten die entsprechenden Zahlen 23,5 und 26,2 Kilogramm. Gleichzeitig hat die Sparfähigkeit und Sparlust der unteren Classen ansehnlich zugenommen. In Preußen z. B. war der Einlagenbestand im Jahre 1890 3281 Millionen Mark, 1897 4968 Millionen Mark, und zwar gab es Einlagen bis 60 ℳ im Jahre 1890 1 609 881, im Jahre 1897 2 164 621.

Die Besserung der materiellen Lage der Arbeiterschaft tritt um so wirksamer hervor, als durch die staatliche Arbeiterversicherung jetzt in Zeiten vorübergehender oder dauernder Erwerbsunfähigkeit, wie Krankheit, Invalidität und hohes Alter sie mit sich bringen, für den Arbeiter Sorge getragen ist. Berechtet als Worte veranschaulichen dies folgende Zahlen: Von den 56 Millionen Einwohnern mit 16 Millionen Arbeitern sind 9 Millionen gegen Krankheit, 17 Millionen gegen Unfall, 13 Millionen gegen Invalidität und die Noth des Alters versichert; über 2 Milliarden Mark sind bis zum 1. Januar 1900 den Arbeitern in 40 Millionen Fällen an Entschädigungen der genannten Art zu Theil geworden; an der Aufbringung dieser Summe sind die Arbeiter mit 1164 Millionen Mark, die Unternehmer mit 1099 Millionen, das Reich mit 150 Millionen Mark betheiligt; nahezu 1 Million Mark gelangt an jedem Arbeitstage als Entschädigung an jährlich rund 4 Millionen Arbeiter zur Auszahlung.

Auf die mittelbaren Wirkungen der Arbeiterversicherung, die zugleich die hygienischen, sittlichen und geistigen Interessen des Arbeiters fördern, sowie auf die Arbeiterschutzgesetzgebung kann hier nicht näher eingegangen werden; auch sie haben ungemein dazu beigetragen, die unteren Classen kräftiger und leistungsfähiger zu machen.

Die Wirren in China.

Der Feldtelegrammverkehr mit China.

Von zuständiger Seite wird der „Köln. Ztg." geschrieben: Sobald die Mobilisirung der deutschen Expedition nach Ostasien ausgesprochen war, erachtete es die Reichs-Telegraphenverwaltung als ihre nächste Aufgabe, einen besonderen und billigen Telegraphendienst für die Mitglieder der Expedition und deren Angehörige in der Heimath einzurichten. Die Benutzung des Telegraphen gegen die gewöhnliche hohe Wortgebühr von 5,75 ℳ im deutsch-chinesischen Verkehre wäre nur den Begüterten möglich gewesen. Wir wollen noch einmal kurz auf die getroffenen Erleichterungen eingehen, da in der letzten Zeit mancher sagenhafte Bericht über angebliche Verstümmelungskurriosa im Feldtelegrammverkehr mit China durch die Zeitungen gegangen ist. Jeder Officier, Beamte und Soldat der nach Ostasien entsandten deutschen Land- und Seestreitkräfte hat eine Telegraphennummer erhalten; diese vertritt für ihn im Telegramm die Adresse, sowohl seine eigene im Feindesland, wie auch diejenige der Person, welche sie von ihm aufgegebenen Telegramme in der Heimath in Empfang nehmen soll. Sodann wurden 100 Nachrichten allgemeinen, den Verhältnissen des Kriegs in China angepaßten Inhalts in einem Schlüssel für Feldtelegramme zusammengestellt. Wer eine solche Nachricht aus dem Schlüssel nach Hause telegraphiren will, braucht nur die betreffende Nummer des Schlüssels seiner Telegraphennummer anzufügen und auf einem bei den Truppentheilen vorräthigen besonderen Telegrammformular der nächsten Feld- oder Schiffspostanstalt zur Weiterbeförderung zu übergeben. Daß bei der Wichtigkeit, die der Telegrammaufgeber der richtigen Uebersunft seiner Nachricht in die Heimath beimißt, ein Vergreifen in den Schlüsselnummern nicht vorkommen wird, ist eigentlich selbstverständlich. Thatsächlich haben auch bis jetzt keinerlei Rückfragen in dieser Beziehung stattgefunden; weder spaßhafte noch ernste Verwechslungen sind in den Schlüsselnummern vorgekommen. Die Mittheilungen hierüber gehören in das Reich der Erfindung, denn selbst Telegraphirfehler können ihnen nicht zu Grunde liegen, da nicht die Telegraphennummer mit der Schlüsselnummer als Zahlen übertelegraphirt werden, sondern vielmehr für beide zusammen ein ihnen entsprechendes Wort aus einem besonderen Lexikon zur telegraphischen Beförderung kommt. Wenn ein solches Lexikonwort verstümmelt ankommt, so kann es eben nicht entziffert werden. Es muß dann wohl eine zeitraubende Rückfrage erfolgen; zu Mißverständnissen aber kann die Verstümmelung nie Anlaß geben. Welchen glücklichen Griff die Reichstelegraphie mit diesem Schlüsseltelegrammverkehr gethan hat, beweist seine außerordentliche Beliebtheit bei den Angehörigen des ostasiatischen Expeditionscorps. Seit Einrichtung dieses Dienstes bis Ende Januar sind von unseren Kriegern 3700 solcher Schlüsseltelegramme nach Deutschland befördert worden. Hierfür sind insgesammt etwa 15 000 ℳ an Gebühren erhoben worden, während die Beförderungsgebühren bei Anwendung der gewöhnlichen Taxe rund 213 000 ℳ betragen haben würden. Jede Schlüsselnachricht enthält in offener Sprache durchschnittlich zehn Worte. Auch von den Erleichterungen für den Telegrammverkehr in offener Sprache ist vielfach Gebrauch gemacht worden. Von den deutschen Truppen sind aus China 210 Telegramme mit 1500 Worten nach Deutschland aufgegeben worden, während in umgekehrter Richtung 820 Telegramme mit 4800 Worten abgegangen sind. Da für die Telegramme in offener Sprache nur die Hälfte der tarifmäßigen Gebühren erhoben worden ist, so ist hierdurch für die Gesammtheit dieser Telegrammaufliefer eine Ersparniß von rund 18 000 ℳ erwachsen. In der Richtung nach China sind nur Feldtelegramme in offener Sprache, nicht aber Schlüsseltelegramme zulässig.

* **London**, 5. Februar. (Telegramm.) Die „Times" berichten aus Shanghai unter dem 3. Februar: Nachdem Belgien zwei Drittel der Antheile der Concession für die Eisenbahn Hankau-Canton ohne Rücksicht auf die Kosten erworben hat, hat es jetzt Scheng von dem belgischen Ueberwachungsrechte über die betreffende Bahnstrecke Mittheilung gemacht. Das ist zweifellos russischen Einflüssen zuzuschreiben und als Zeichen anzusehen, daß Rußland die Herrschaft über die ganze Eisenbahnlinie Peking-Canton anstrebt. Scheng erklärt, er werde nach Peking gehen, um an der Revision der bisherigen Verträge theilzunehmen.

* **Paris**, 5. Februar. (Telegramm.) Im Ministerrathe theilte heute Delcassé mit, die Gesandten in Peking würden heute mit den chinesischen Bevollmächtigten eine Besprechung haben bezüglich der Ausführung der in der Collectivnote gestellten Bedingungen, und fügte hinzu, der 135 km lange, zerstört gewesene Theil der französisch-belgischen Eisenbahn Peking-Hankau sei vollständig wiederhergestellt und der Betrieb aufgenommen. Die Linie, deren Endbahnhof 14 km außerhalb von Peking lag, sei in die Stadt hinein verlängert worden und die Züge hätten bereits vorgestern auf dem neuen Theile verkehrt.

Feuilleton.

Unser Paul.

Eine einfache Geschichte von Oskar Geller.

Nachdruck verboten.

Paul von Virály, ein heißblütiger Magyar, zählte zu den feschesten jungen Husaren-Leutnants. Ein übermüthig flotter Bursche, eine echte, sorglose Soldatennatur, schien er für seinen Beruf wie geschaffen. Der Oberst hielt viele Stücke auf ihn, die Kameraden hingen in treuer Freundschaft an ihm, manche geradezu in brüderlicher Liebe, — „unser Paul" war auch ein einziger, prächtiger Junge.

Besonders gut lebte er mit mir, der ich bald nach ihm als ausgemusterter Cadett eines oberösterreichischen Dragoner-Regiments eingerückt war. Nicht lange währte es, und wir waren die zwei Unzertrennlichen der Escadron; machten sich doch sogar oft die älteren Officiere den Spaß, ihn meine Mutter zu nennen, und ich wurde von ihnen noch Paul nie anders gefragt, als mit der Stereotypen Phrase: „Nun, Kamerad, was macht die Mama? Gewiß irgendwo auf der Jagd nach Puszta-Mädels."

In Wirklichkeit dachte aber weder Paul noch ich daran, irgend eine Soldatenliebelei anzuknüpfen; wir waren in unserem ernsten Berufe noch jung genug, ihn mit Leib und Seele, mit ganzem Feuereifer für Alles hinzunehmen, das selbst die Regungen des leicht entzündbaren Herzens zurückdrängt, bis plötzlich in unserem kleinen Garnisonorte ein Circus auftauchte. Früher pflegten wir die Abende im Casino zu verbringen, jetzt hieß die Losung: Circus Timbelli. Keiner wußte recht, warum; ich, der Jüngste, hatte es aber bald heraus, — das gesammte Officiercorps war in die Schulreiterin vernarrt. Und Paul am allerheftigsten! Eines Abends nahm ich ihn auf die Seite und versuchte mich darin, ihm Moral zu predigen, — Vorstellungen wegen dieser „Dummheit" zu machen.

Er hörte mir ernst zu, wurde blaß bis in die Lippen und drehte ungeduldig an den Schnurbartspitzen.

„Was willst Du", unterbrach er mich endlich. „Leonie ist ein Götterweib, und ich bin in sie kannibalisch verschossen!"

Plötzlich sprang er auf, daß die Sporen klirrten, stellte sich kerzengerade vor mich hin, fuhr mit der Hand über die Stirn, und dunkelroth im Gesicht, stieß er in einzelnen Worten hervor:

„Sag, was Du willst, — ich will sie heirathen!" Ich wollte auflachen, aber der Ernst, mit dem er diese Worte gesprochen hatte, wirkte auf mich lähmend.

„Ja, ja!" fuhr er sich überhastend fort, leise, — halb und halb von mir gewendet und den Kopf zur Seite geneigt, daß ich blos eine dunkle, scharf gezeichnete Silhouette seines Gesichtes sah, „ja, ja, und so oft Du hören willst, ja! Ich weiß genau, was Du sagen willst, — sage nur gar nichts, ich mag nichts hören. Es ist meine Bestimmung, es ist Schicksal . . .!" Er zog mit kurzem plötzlichen Ruck die Schultern empor, begann im Zimmer auf- und abzugehen, blieb endlich vor dem Fenster stehen, blickte starr vor sich hin und trommelte mit den Fingern gedankenlos auf die Scheibe. „Es ist Tollheit, ich weiß es ja", fuhr er fort, „Alle werden sie darüber lachen, aber ich habe das Weib unsäglich lieb. Sie hat mich verzaubert, ich kann dieser Gewalt nicht widerstehen; ich kann mir nicht helfen. . . . So lange habe ich widerstanden, meine ganze, schöne Jugend, — und jetzt, auf einmal packt es mich mit solcher Gewalt. Du kennst nicht das ungarische Blut, — ich werde sie heirathen!"

„Hat sie die Caution?" fragte ich in meiner Naivetät. Er wandte sich rasch nach mir um und sah mich erschreckt an.

„Die Caution?" rieselte es tonlos über seine Lippen. Eine Secunde lang schien er mit sich selbst zu kämpfen, dann warf er sich mir an den Hals und begann heftig, bitterlich zu weinen.

„Bruder", schluchzte er, „ich bin des Todes! Ich bin nicht mehr meines Königs Rock werth, — nimm mir den Säbel ab."

Ich suchte ihn zu beruhigen. Mir war vor diesem leidenschaftlichen Ausbruche unheimlich geworden; ich bat, ich beschwor ihn, sich zu beruhigen. Er ließ jetzt los von mir, warf sich aufs Sopha, drückte sich ganz gebrochen und zerknirscht in eine Ecke, rang die Hände und rief in seinen Qualen: „Meine arme Mutter! Meine theure Mutter! Was wird sie sagen, was wird sie jammern über ihren Erstgeborenen? O, mein Oberst, mein Oberst, . . . und meine Husaren, . . . mein Gott!" . . .

Wie mich das ergriff! Ich hätte mit ihm weinen mögen, — im Herzen verfluchte ich den unseligen Circus sammt dem Weibe. . . .

Vier Tage danach befahl uns der Oberst zu einem Officierstrapport. Und im Rapport wurde verlesen, der Leutnant Paul von Virály habe eigenmächtig und heimlich das Regiment verlassen. Dieses, sein schimpfliches Verschwinden, sei mit dem plötzlichen Abgange einer Circusreiterin in Verbindung zu bringen. Wenn Leutnant Paul von Virály sich nicht binnen drei Tagen bei seinem Oberst meldet, wird er als fahnenflüchtig betrachtet und das Ehrengericht werde sich dann mit ihm zu befassen haben.

Und das Ehrengericht befahlte sich mit ihm und kam seiner Pflicht nach. Blutenden Herzens entkleideten ihn seine eigenen Kameraden der Leutnantswürde, richteten sie über einen Deserteur.

Es lastete auf Allen wie eine schwere, niederdrückende Hand, — es that uns bis in die Seele weh, denn wir hatten ihn Alle gern, . . . so lieb! — — —

— — Die Zeit heilt alle Wunden! Nach Monaten trüber Gedrücktheit sprach man nicht mehr von Paul; man suchte diesem peinlichen Thema auszuweichen.

Als schließlich die großen Manöver kamen, da hatte Jeder mit sich selbst so viel zu thun, daß für alles Andere kein Raum mehr war, — der Krieg im Frieden zog einen dicken Strich unter das Vergangene, — in uns lebte nur mehr der Soldat.

In diese Zeit fiel auch meine Ernennung zum Leutnant. „Von Rechts wegen sollten Sie die dritte Escadron bekommen", meinte der Oberst, „aber es wird Ihnen vielleicht mehr thun, „seine" Husaren zu commandiren, reichen Sie ein Gesuch um Versetzung ein, ich werde es bestens befürworten."

Es that mir wehe, von meinen mir so lieb gewordenen Kameraden zu scheiden und neue erst zu suchen, aber es schien mir in diesem Falle doch das Beste.

Die Versetzung wurde mir bewilligt und ich kam zu den Einser-Ulanen nach Galizien. Eine erkleckliche Anzahl von Jahren ist bereits dahingerauscht. Ich bin ein alter Rittmeister, der jeden Tag auf die Ernennung zum Major wartet; auch bin ich schon seit fünf Jahren verheirathet und Vater zweier reizender, lebhafter Buben. Der Erstgeborene heißt Paul. Wenn ich Virály auch nicht vergessen konnte, die Zeit hat doch bedeutend gemildert, besänftigt, die rohen Spitzen und Kanten abgeschliffen.

Ich war mit meiner Frau auf Urlaub in Wien. Die Theater waren noch geschlossen, Kameraden und Bekannte hatten wir hier nicht, ich wußte wahrhaftig nicht, was mit dem Abend beginnen, als mich meine Frau auf ein Inserat in der Zeitung aufmerksam machte, das in den bekannten selbstlobhubelnden Phrasen uns viel Genuß in einem Circus draußen, „vor der Linie", versprach.

„Wir wollen in Gottes Namen hinausfahren", ermunterte mich mein Schwager, bei dem wir wohnten, und der sonst als Universitätsprofessor schwerlich solche „Seitensprünge" machte.

Der Circus, den wir gegen sieben Uhr Abends betraten, war ein einfacher, armseliger Zeltcircus, — ein Bretterbau mit Leinwanddach. Wir hatten eine Loge genommen; da es noch ziemlich früh war, bot der Raum eine gähnende Leere, die um so unheimlicher wirkte, als das Gas noch nicht aufgedreht war und wir im Dämmerlicht saßen, während in den Winkeln und Logen tiefe Schatten geheimnißvoll webten. Hinter dem Vorhange, der diese armselige Manege abschließt, ist es noch ruhig; hier und da nur vernimmt man einen Zuruf, das Knallen der Peitsche oder ein ängstliches Wiehern der Pferde. Hier und da wird dieser Vorhang von außen zusammengerafft, bauschig hinausgeschoben, und es erscheint in der Spalte ein

SLUB
Wir führen Wissen.